

# Rund um einen Autocar

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974881>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Menschen um uns werden immer stiller. Da — ein Haus, ganz zuoberst auf der Anhöhe. Unversehrt schaut es aus, aber in der Nähe erkennen wir, dass auch hier die Wasser bis unter das Dach gestiegen waren. Nicht weit davon der Turm der Kirche. Unbeschädigt ist das Altarbild, ein tröstlicher Anblick auf der Stätte des Grauens. Daneben die verbogene und geknickte Wand mit Grabtafeln der früheren Longaroneser Generationen. Nun haben sich die Gebeine dieser Toten mit jenen ihrer Söhne und Töchter vermischt. Quer über dem Friedhof, der aller Grabsteine beraubt ist, liegt ein Mast, an dem ein Strumpf, eine zerfetzte Schürze hängen. Zwischen übereinanderliegenden Grabmälern eine Essgabel; ein Mauerstück mit einem Lichtschalter. Makaber schauen uns starre Augen aus einem Puppenkopf an. Wo liegt wohl das Kind, das diese Puppe zärtlich umsorgt hat?

Erschüttert gehen wir weiter, zum nächsten Hügel. Noch ist es nicht genug; auch hier herrscht Zerstörung, bis weit in den Talkessel hinein. Ganz am Rande entdecken wir jene Häuser, die nur wenig getroffen wurden. Ein Mönch macht uns auf ein gelbliches Fundament aufmerksam: das war der Bahnhof von Longarone. Es ist schwer zu glauben, denn weit und breit sieht

man keine Bahnstrasse, keine Schienen. Rings um uns stehen bizarre Formen. Hier muss ein Wäldchen gewesen sein. Uebriggeblieben sind nur nacktgefegte, ihrer Rinde völlig beraubte Astgabeln, die mit ihren kräftigen langen Wurzeln im Boden so tief verhaftet waren, dass die Flut ihnen nichts anhaben konnte. Von Leben keine Spur: kein Blatt, kein Gras, kein Vogel. Nur Erdkrümel und Staub.

Langsam kehren wir um. Die Zeit hatten wir vergessen. Stundenlang sind wir auf dem riesigen Trümmerfeld umhergeirrt, an den Armeezelten und den Helikopterlandeplätzen vorbei. Es müssen Tausende von Soldaten sein, die hier arbeiten. Auf dem Friedhof wird die Erde systematisch nach Leichen oder Leichenteilen abgesucht. Wo irgendwelche menschliche oder tierische Reste gefunden worden sind, haben die Soldaten Chlorkalk ausgestreut, um Seuchen und Epidemien zu verhüten.

Wir klettern talwärts und begegnen so manchem Fremdarbeiter, der in sein Heimatdorf zurückgekehrt ist, um den Seinen zu helfen. Und wie mancher steht da, den Koffer auf den Schultern, machtlos, denn sein Haus, die Wohnstätten seiner Freunde und Bekannten sind verschwunden. Fremd und tot ist das Tal.»

## RUND UM EINEN AUTOCAR

Ein nebelverhangener regnerischer Novembertag. Wie lange ungleichmässig geformte Ketten perlen in dumpfer Eintönigkeit die Regentropfen von den Scheiben und verhüllen die Sicht auf die weiten Matten in ihrem letzten sterbenden Grün, auf die herbstlich gefärbten Wälder und auf die im Widerschein des Regens metallisch schimmernde Strasse.

Ein grosser gelber Autocar parkt vor der Poliozentrale des Inselspitals in Bern. Unruhig rutschen sechs Kinder auf ihren Sitzen hin und her: Kathi, mit seinen sieben Jahren das von allen verwöhnte Nesthäkchen, die blasse zarte Regina mit dem feingeschnittenen Gesichtchen, die kleine Monika und das Margritli mit seinem blonden Lockenschopf, seit kurzem trotz seiner Krankheit stolze Pfadfinderin. Schliesslich noch die beiden stämmigen Buben Erwin und Ueli. Wenn man die Krücken neben den Plätzen der Kinder nicht beachtete, könnte man fast vergessen, dass sie gelähmt sind und erst sehr mühsam wieder laufen lernen müssen. Mit grossem Hallo wird Martin begrüsst, den man in diesem Augenblick aus seinem Fahrstuhl hebt und behutsam in den Wagen trägt. Seit mehr als fünf Jahren schon ist Martin gelähmt. Das Unglück geschah, als er an einem Morgen mit dem Fahrrad zur Schule fuhr, ausglitt und so schwer stürzte, dass er ausser der völligen Lähmung seiner Glieder

eine Blutung im Gehirn davontrug, die ihm die Sprache raubte. Aber alle, die Martin kennen, wissen, wie sehr er sich auf die Ausfahrt freut. Sie verstehen die Sprache seiner grossen Augen und die jubelnden Laute, die sich unter zäher Anstrengung seinen Lippen entringen.

Im Eingangsflur des Spitals reiht sich derweilen Rollstuhl an Rollstuhl. Schwester Bethli, Schwester Erika und Schwester Maria, in die schicke Sonntags-tracht der Lindenhofschwwestern gekleidet, schieben einen nach dem anderen zum Autocar, wo starke Männerarme mit sicherem und doch vorsichtigem Griff das Einladen der Patienten besorgen. Und dann geht die Fahrt los. Zurück bleiben die leeren Rollstühle. Aber zurück bleiben auch die vielen anderen Kranken, die tagtäglich, jahraus-jahrein ans Bett gefesselt sind und denen eine Ausfahrt wie diese versagt bleiben muss, solange nicht ein speziell für Schwergelähmte konstruierter Autocar zur Verfügung steht. Wieviel Zeit wird bis dahin noch verstreichen?

Durch Hollands Wasserstrassen, die malerischen Kanäle und Grachten, vorbei an den kleinen Häuschen, die den Eindruck einer Spielzeugstadt erwecken, fährt seit einigen Jahren ein Schiff. Es ist auf den Namen Henry Dunants getauft. Schwergelähmte und Gebrechliche sind seine Passagiere. Sie kommen aus allen Teilen des Landes und erleben staunend und

voller Dankbarkeit die bunten stets wechselnden Bilder der Landschaft. Alljährlich einmal verlässt unter den fröhlichen Klängen einer kleinen Kapelle ein bequem ausgestatteter Extrazug den Bahnhof der dänischen Hauptstadt Kopenhagen. Seine Reisegäste sind wie die des Henry-Dunant-Schiffes gelähmt. Aber auf diesen Fahrten geht es so fröhlich zu, dass ein eiliger Besucher, wenn er seine Augen schliesst, glauben möchte, es seien gesunde Menschen. Da wird gesungen und gelacht, da werden Erlebnisse ausgetauscht und Freundschaften geschlossen, da strömen an jedem Bahnhof, wo der «Märchenzug» hält, die Leute herzu und überschütten die Kranken mit Willkommensgrüssen und kleinen Geschenken. In Oesterreich ist es der Sonnenzug, der im Sommer durch das Land braust und die Menschen, die jahrelang in der Eintönigkeit der engen Krankenstube lebten, mit den Schönheiten ihrer Heimat vertraut macht. In England und Amerika hat man Autocars gebaut, die den Bedürfnissen der Gelähmten angepasst sind und auch den Bettlägerigen eine Reise erlauben. Und in der Schweiz?

*Mit einer Schulfunksendung begann es*

Mit einer Schulfunksendung begann es. Es war am 28. Oktober des vergangenen Jahres. Doch nein, eigentlich fing es schon viel früher an, als nämlich die Verantwortlichen des Jugendrotkreuzes den kühnen Plan fassten, ob nicht die Schweizer Schuljugend für die Gelähmten und Gebrechlichen in unserem Land einen Autocar zur Verfügung stellen könnte. Von Monat zu Monat und schliesslich von Tag zu Tag nahm dieser Plan festumrissene Gestalt an. Aerzte und Krankenschwestern hatten die Idee gutgeheissen. In Begeisterung stimmten viele Gelähmte zu, als sie von dem Projekt erfuhren. Man sprach mit Sachverständigen und überlegte eingehend, wie ein solcher Car zu bauen sei, wie teuer er zu stehen komme. Kurzum, der Fragen, die sorgsam abzuklären waren, gab es viele.

Und dann kam der 28. Oktober. In den Schulen der deutschen, der französischen und der italienischen Schweiz sassen die Kinder, die grossen und die kleinen, vor den Radioapparaten und lauschten den Worten des hohen Magistraten. Es war kein Geringerer als Bundesrat Professor Dr. Wahlen, der zu ihnen sprach, ihnen vom roten Kreuz im weissen Feld erzählte, von Henry Dunant und davon, dass das Rote Kreuz nicht nur in Kriegs-, sondern auch in Friedenszeiten ungezählte Aufgaben zu bewältigen hat. Es mochte manchem das Wort «Keines zu klein, Helfer zu sein!» einfallen, als der Ruf erging, dass auch die Schulkinder zu diesem grossen Werk ihr Scherflein beitragen sollten, indem sie für einen Autocar für die Gelähmten und Behinderten sammeln.

Heiteres Flötenspiel leitete über zum zweiten Teil der Sendung, der mitten hineinführte in eine Poliozentrale. «Ich muss Euch bitten, in Gedanken hierher zu kommen», forderte der Präsident des Jugendrotkreuzes in der deutschen Schweiz, Herr Grauwiler,

seine Hörer auf. «Seit zwei, drei, fünf, sieben und mehr Jahren können die Gelähmten, die wir hier antreffen, ihre Glieder nicht mehr bewegen. Was das heisst, könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen, Ihr Gesunden, die Ihr gehen, rennen und springen, die Ihr wandern und umherziehen könnt, wohin das Herz begehrt...»

Frühling, Sommer, Herbst und Winter, in ewigem Gleichmass zieht das Jahr dahin. Dem Auge bietet sich nichts als der mit der Zeit beklemmend enge Blick durchs Fenster der Krankenstube. Und immer mächtiger wächst die Sehnsucht, einmal wieder durch das Land zu streifen, ein lustig plätscherndes Flüsschen, einen rauschenden Strom, einen spiegelklaren See, ein wogendes Aehrenfeld, ein Dörfchen mit seinen vielen Gehöften und dem schmucken Landgasthof oder eine Stadt mit ihren hastenden Menschen, dem hektischen Verkehr und den grossen Geschäftsstrassen zu geniessen, den süssen und zuweilen herben Duft der Natur zu spüren und sich von ihrem Zauber umfassen zu lassen...

Der Arzt und die Schwester wussten am besten, wie sehr sich ihre Patienten über eine Ausfahrt im bequemen Autocar freuen würden. Und sie erzählten es den Kindern. Auch von der technischen Beschaffenheit des geplanten Autocars war in dieser Schulstunde die Rede. Man hatte an verstellbare Liegesitze gedacht, an eine Hebebühne, die man mit Rollstühlen befahren könnte, um so die Patienten mühelos in den Wagen und an ihren Platz führen zu können.

Aber solch ein Wagen kostet viel Geld. Dreihunderttausend Franken! Werden sie diese Summe zusammenbringen, die Schulkinder aus allen drei Landesteilen der Schweiz?

Als sie am Schluss der Schulfunksendung von Hans-Ueli hörten, der seit sieben Jahren ans Bett gefesselt ist und nur seinen Kopf bewegen kann, als sie den Gruss vernahmen, den Hans-Ueli ihnen durchs Mikrophon hindurch zurief, da brandete der Wille zum Helfen in einer mächtigen Woge auf. Und es dauerte nicht lange, da gingen die ersten Spenden auf das Sonderkonto des Jugendrotkreuzes ein.

Es war nicht einfach daheim erbetteltes Geld. Es war in mühsamer Arbeit Rappen für Rappen, Franken für Franken verdient. Und hinter jeder noch so kleinen Summe, die eingezahlt wurde, standen tausend mitfühlende Gedanken für die, die jahraus-jahrein in ihren Betten und Rollstühlen liegen und nur aus Büchern und Erzählungen von den Schönheiten ihres Heimatlandes wissen.

Wenn eines Tages der Autocar zu seiner ersten Reise antritt und irgendwo in einem kleinen Bergdörfchen haltmacht, dann werden wie in Holland, Dänemark und Oesterreich die Kinder von allen Seiten herzuströmen, ihre Lieder singen und in herzlicher Freundschaft die Gäste begrüssen, deren Ankunft sie mit Freude und Spannung ersehnten. Trotzdem sie einander nie zuvor begegnet sind, scheinen ihnen die Menschen in diesem Wagen nicht unbekannt: Ein Werk der Liebe hat sie seit langem verbunden, die Jungen und die Alten, die Gebenden und die Nehmenden, die Gesunden und die Kranken.